



Fritz Schwarz

**Wenn ich  
an meine Jugend denke**

*Erinnerungen*

Synergia 

Wenn ich an meine Jugend denke

Titelfoto: Das Oberthal  
aufgenommen von Therese Schwarz

2. Auflage 2013

Veröffentlicht im Synergia Verlag, Erbacher Str. 107,  
64287 Darmstadt, [www.synergia-verlag.de](http://www.synergia-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 2010 by Synergia Verlag, Darmstadt

Mit freundlicher Genehmigung von Ruth Binde-Schwarz

Erstaufgabe 1959 im Pestalozzi-Fellenberg-Haus, Bern

Neuaufgabe 1985 im Verlag Gute Schriften

Umschlaggestaltung, Gestaltung und Satz:

FontFront.com, Darmstadt

Printed in EU

ISBN-13: 978-3-940392-36-7

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der deutschen  
Nationalbibliographie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.



Fritz Schwarz (1887-1958)

Fritz Schwarz

# Wenn ich an meine Jugend denke

Erinnerungen

und

"Volks Glaube und Volksbrauch im Oberthal"

Synergia 

## GELEITWORT

*Immer wieder baten Freunde meinen Mann, seine Lebenserinnerungen zu schreiben. „Wer mit Deinen Augen durch die Welt ging, hat mehr gesehen als hundert andere. Ich bin überzeugt, nein, ich weiß es, daß Deine Lebenserinnerungen, so lebendig geschrieben, wie Du sie zu erzählen weißt, zu einem Volksbuch bester Art werden können.“ Mit diesen Worten trug sich Werner Schmid im Gratulantenbuch zum 70. Geburtstag von Fritz Schwarz ein.*

*So begann mein Mann mit der ersten Niederschrift seiner Erinnerungen. Die Zeit dazu stahl er sich in den frühen Morgenstunden. Die ersten zweiundzwanzig Jahre seines Lebens gewannen Gestalt: die Zeit des kindlichen Werdens in der Geborgenheit der Familie und der Landschaft, die aufdämmernden Einsichten in die soziale Struktur der Zeit um die Jahrhundertwende, die erste Begegnung mit der Technik, die Schulung zum Lehrer und künftigen Volkserzieher, die Erfahrungen als junger Landlehrer, die ersten Auseinandersetzungen mit der Sozialpolitik... Hier brechen die Erinnerungen ab. Andere Arbeiten drängten, und das Manuskript wurde, mit leichten Korrekturen versehen, im Rohbau beiseite gelegt.*

*Vieles, was der Pädagoge, der Fritz Schwarz auch als Politiker zeit seines Lebens geblieben ist, hier rückschauend lebendig werden läßt, ist zugleich eine Deutung der Wirren unserer Zeit, und es wird klar, daß nicht nur zeitliche Distanz, sondern auch die Voraussicht einer weitblickenden Persönlichkeit das Verständnis für Werdendes und Gewordenes schafft. Die Geradlinigkeit seines Wesens und Denkens zeigt sich schon in frühen Äußerungen. Obwohl*

*es meistens um sehr persönliche Erlebnisse geht, gewinnen sogar kleine Begebenheiten in seiner Darstellung eine allgemein menschliche Gültigkeit. In dieser Sicht kommt auch der Landschaft eine fast symbolhafte Bedeutung zu, prägt sie doch eigentlich erst den Menschen.*

*Mein Mann hoffte, die Niederschrift seiner Erinnerungen bald fortsetzen zu können. Er ahnte nicht, daß ihm das nicht mehr vergönnt sein würde. Für meine Kinder und für mich erhob sich nun die Frage, ob wir die Herausgabe des Fragments in dieser unfertigen Fassung verantworten könnten. Unvoreingenommene Freunde, die wir befragten, fanden aber übereinstimmend, daß wir dieses an Herzenswärme, Menschlichkeit und Einsichten so reiche Dokument einer dahingeschwundenen Zeit nicht unveröffentlicht lassen dürften.*

*So entschloß ich mich, die Jugenderinnerungen in der nun vorliegenden Form herauszugeben. Es schien mir angebracht, gewissermaßen zur Ergänzung, einen frühen Aufsatz meines Mannes über „Volks Glaube und Volksbrauch im Oberthal“ anzufügen, weil er wertvolles folkloristisches Material enthält.*

*Möge das Buch Vielen Freude bringen.*

*Bern, im August 1959*

*Elly Schwarz*

# DIE ERINNERUNGEN



Arni



Biglen

Wenn ich an meine Jugend denke, sehe ich Sonne - eine weite Hügellandschaft voller Sonnenschein. Über ein Tal hinüber sehe ich Berge: vom Pilatus bis zum Moléson eine geschlossene Kette im Halbkreis von Nordosten nach Südwesten. Nur im Osten hat die Natur ein Stückchen ausgespart: da blickt der kleine weiße Zuckerstock des Titlis hinüber ins Emmental. Ich sehe, wie diese Berge sich im Schein der Abendsonne röten. „E luegit dert äne die rote Höger!“ (Seht dort drüben die roten Hügel!) rief ich als kleines Kind einmal, und meine Mutter hatte diesen Ausruf lebhaft im Gedächtnis behalten. Über dieser Welt, die gegen Norden durch den langgezogenen Kapfwald auf der Anhöhe abgeschirmt ist, liegt in meiner Erinnerung flimmernder Sonnenschein, strahlende Weite und unendliche Stille. Wenn am Abend die Sonne unterging, da leuchteten diese Berge auf, wurden darauf bleich und immer bleicher, bis sie, wenn es Vollmond war, die ganze Nacht wie mit Silberstift an den Himmel gezeichnet zu uns herübergrüßten. Wenn wir bis spät abends Gras mähten, wie das damals noch Brauch war, oder auch - der Vater hielt mehr auf das Mähen am frühen Morgen - um drei Uhr früh aufstanden, dann sahen die Berge unserem Tun still und friedlich zu. Nach fünf Uhr wurden sie von der Sonne beschienen und sahen dann ganz anders aus als sonst: Sie zeigten Flächen, die ich vorher nie recht gesehen hatte, sie schienen auch viel lebendiger und fast eitel zu sein in ihrem Sonnenglanz von Osten her. Die große Stille des Morgens wurde um sieben Uhr durchbrochen vom fernen Pfeifender Sirene der Berner Alpenmilchfabrik in Konolfingen-Stalden - aber nur, wenn sich das Wetter ändern wollte und

der Wind aus dem Westen kam. Wenn wir dieses Pfeifen hörten, so sahen wir uns, je nach dem Wetter, das wir wünschten, erfreut oder besorgt an. Wir Bauern haben einen ganz andern Wetterbegriff als die Leute, die in der Stadt aufgewachsen sind. Für uns Bauersleute kann ein Sonntagmorgen mit einem fürchterlichen Regenguß und mit der Aussicht auf einen ausgiebigen Landregen wunderbares Wetter bedeuten. Dagegen kann uns ein ‚schöner‘ Sonntag sehr unwillkommen sein. Gutes Wetter ist uns oft schlechtes Wetter, Regen ist für uns gutes Wetter.

Obschon mir immer Sonnenschein, Stille und Schönheit als erste Erinnerung an meine Jugend auftaucht, so ist doch meine vermutlich allererste Jugenderinnerung ganz anders: Ich stehe im Vorraum des Hauses, im ‚Schopf‘, in den zwei Wege einmünden, von Westen her der eine, von Osten der andere, beide vom Hügelzug herab, der unser Haus von Norden her schirmt und, zusammen mit zwei kleinen Hügelzügen von Westen und von Osten her, umfaßt, so das Haus, Speicher und Stöckli wie in einer hohlen Hand in der Landschaft eingebettet liegen. Ich stehe also da im Schopf des großen Hauses auf der Bank neben der Türe, die in die große Küche führt. Der ganze Schopf ist eine brodelnde, braune Brühe, denn von den beiden Wegen her strömt Wasser herein - Regenwasser von einem Wolkenbruch! Mein Vater kommt vom großen Misthaufen her, mit einer Karrette voll Mist, den er in größter Eile vor der Türschwelle zur Küche auftürmt, damit das Wildwasser nicht in Küche und Stube fließe. Merkwürdigerweise erinnere ich mich nicht daran, daß ich Angst gehabt oder gar geweint hätte. Ich glaube,

der ganze Vorgang hat mich eher verwundert; zudem sah ich, wie mein ältester Bruder hinter dem Haus das Wasser abzulenken versuchte, und dazu sah Vater so ruhig und zuversichtlich aus, daß ich den beiden ‚Großen‘ völlig vertraute. Und dann war auch noch meine Mutter da, und so konnte mir nichts Übles geschehen. War es damals, als mir meine Mutter das Wort ‚Wolkenbruch‘ erläuterte? Ich weiß es nicht mehr; aber der Begriff des Wolkenbruchs ist mir stets so deutlich geblieben, wie ihn mir die Mutter erklärt hat: Die Wolke, statt den Regen so nach und nach tropfenweise fallen zu lassen, bricht plötzlich, wie ein nasser Papiersack, und das Wasser stürzt stromweise auf die Erde und richtet da solche Überschwemmungen an, wie ich sie eben gesehen hatte.

Dies ist wahrscheinlich die erste meiner Jugenderinnerungen. So schlimm sie für unser Heimwesen auch gewesen sein mochte - ich habe sie als eine Art Unterhaltung in Erinnerung. Vater, Mutter und die beiden älteren Brüder waren da, und wenn die alle da waren, so konnte mir eben nichts geschehen: der Vater mit seinem unentwegt ernsten und ruhigen Gesicht, die Mutter, die ihre Augen überall hatte und eingriff, wenn es nötig war, die beiden starken und flinken Brüder, der eine dreiundzwanzig, der andere dreizehn Jahre älter als ich - sie alle waren ja nur für mich und mein Wohlergehen da, so schien es mir wenigstens. Wo aber waren meine fünf Schwestern bei diesem ersten Erlebnis, an das ich mich erinnere? Offenbar in der Küche, in Sicherheit, wo sollten sie in diesem Augenblick sonst sein, denn auch meine Mutter schaute immer wieder aus der Küche hinaus in die trüben Fluten. Ich scheine ihr entwischt zu

sein, um zu sehen, was der Vater und die Brüder machten, und hatte mich dann auf diese Bank geflüchtet. Ich weiß nur, daß ich immer als äußerst neugierig galt und überall dabeisein wollte.

Ein beliebter Platz war beim Brunnen im ‚Schopf‘. Aber da der große Trog über einem Wasserablauf stand, soll ich mehrmals dort hinuntergefallen sein, und heute noch ist in meiner rechten Augenbraue eine Narbe sichtbar, die von einem Sturz in diese Unterwelt herrührt. Eine zweite Schramme rechts an der Stirne komme ebenfalls von einem Sturz unter den Brunnen-trog. Man hätte mich immer unter dem Trog hervor-holen müssen, hielt mir meine um fünf Jahre ältere, aber jüngste Schwester zu meinem großen Arger vor. Sie zeigte mir auch einmal meinen alten Rock, den ich früher getragen haben soll, was mich maßlos ärgerte. Ich in einem Mädchenrock?! Zu meinem Verdruß be-stätigte meine Mutter die Aussage meiner Schwester, was mir nicht nett vorkam. Immerhin ließ sie auf mein Bitten den Rock heimlich verschwinden, um den Sti-cheleien der älteren Geschwister ein Ende zu machen. Der Rock hatte übrigens das gleiche Sing-Sing-Muster wie die Kleider meiner Geschwister auf dem großen Familienbild, das zehn Jahre vor meiner Geburt aufge-nommen worden ist: Mein Bruder Hans, 1876 geboren, wurde auf diesem Bild als ungefähr zweijähriges Kind verewigt, während die jüngste Schwester und ich selbst darauf noch fehlen. Die Zahl meiner Geschwister ist übrigens unbestimmt. Man nahm es damals offenbar nicht immer so genau mit den Angaben auf dem Zi-vilstandsamt. Beim Tode meines Vaters sagte der Pfar-ter 1907 in der Grabrede, unsere Familie hätte zwölf

Kinder gehabt. Auf meine Bemerkung, ich sei doch der Dreizehnte, und da stimme also etwas nicht, meinte der älteste Bruder: „Nein, du bist, wenn wir ganz genau zählen wollten, der Fünfzehnte, aber ich dachte, die Leute brauchen nicht zu wissen, wie viele es sind und nannte dem Pfarrer zwölf für seine Grabrede. Das sind genug!“ Ich war entrüstet, doch war es nun einmal geschehen, und meine Mutter bestätigte verlegen die Aussagen meines ältesten Bruders. Im Bürgerrodel von Biglen sind aber nur elf Kinder eingetragen. Im Tagebuch meines Vaters steht der erschütternde Satz, daß er ein Kind zu Grabe getragen habe, das in das kochende Wasser des ‚Buuchkessis‘ (bauchiger Kessel) fiel und starb, und gleichzeitig habe er auch das tote Kind einer Frühgeburt mit nach Großhöchstetten genommen. Diese scheint der älteste Bruder mitgezählt zu haben, als er auf fünfzehn Kinder kam. Man kann sich den Schmerz meiner armen Mutter vorstellen und die Gefühle meines Vaters, der mit dieser Last nach Großhöchstetten ging! Meine Mutter muß dieses verunglückte Kind - es zählte zwei bis drei Jahre - sehr gern gehabt haben; denn sie erzählte mir oft vom ‚Gottfriedi‘ und was für ein lieber Bub er gewesen sei. Und dabei konnte sie das Weinen kaum unterdrücken. Ich weinte mit, bis sie sich und mich mit einem energischen: „He nun, das ist vorbei!“ tröstete. Und die Sonne war wieder da.

Ich hatte sehr eigenartige Eltern. Als mein Vater starb, da sagte einer unserer Nachbarn, das sei der einzige Mann, den er nie zornig gesehen und von dem er nie ein böses Wort oder einen Fluch gehört hätte. Tatsächlich durften wir nie fluchen - bei uns war das

eine nur heimlich betriebene Leidenschaft. Wir durften nicht einmal ‚gewiß‘ sagen, denn es hieß doch: „Eure Rede aber sei: ja, ja; nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Übel.“ So stand es in der Bibel - so sollten wir es halten. Nun hatten aber mein Vater und sein Bruder zwei Schwestern geheiratet, und dieses andere Ehepaar wohnte um die Rundung eines Hügels herum auf einem anderen Hof, kaum dreihundert Meter weit von uns. So kam diese Schwester meiner Mutter oft zu uns. Sie hatte aber die für meinen Vater schreckliche Gewohnheit, ganz außergewöhnlich häufig ‚gewiß‘ zu sagen, worauf mein Vater ein ganz unzufriedenes Gesicht machte. Von uns Kindern mit der Frage bedrängt, wieso ‚Mädi im untern Hause‘, wie die Tante bei uns genannt wurde, ‚gewiß‘ sagen durfte, wir aber nicht, gab der Vater keine Antwort, sondern sah uns nur sehr lange ernst und nachdenklich an, bis wir, sozusagen von diesem Blick bestraft, nicht weiter zu fragen wagten. Wir murrten darüber, aber wir fügten uns nachdenklich in so merkwürdige Zustände. Die Mutter dagegen suchte nach Erklärungen, die freilich nicht immer überzeugend waren. Aber der Vater schwieg, wie immer in Dingen, die er nicht für wichtig hielt. Und das gab uns ebensoviel zu denken wie das Reden. Es gibt Dinge, so hieß es - und das blieb für das ganze Leben - über die man nicht spricht. Sie sind so, und damit hat man sich abzufinden. Vater und Mutter schärfte uns übrigens auch ein, daß wir jedes Wort einmal verantworten müßten im ‚Jüngsten Gericht‘. Ich fand das - aus guten Gründen - sehr unwahrscheinlich, ja unmöglich, und das sagte ich auch meiner Mutter, die durchaus nicht so schweigsam war wie mein Vater. Darauf sah sie mich

nachdenklich an mit ihren schönen großen Augen, bis ich auch der Macht dieses Blicks erlag - und schwieg. Aber für mich grübelte ich weiter. Ich suchte mir auch immer wieder das ‚Jüngste Gericht‘ vorzustellen, was mir nie recht gelingen wollte.

Einmal sah ich meinen Vater sehr zornig. Ich mußte bei Tisch ziemlich viel gesprochen haben, denn plötzlich blickte er mich ganz schrecklich an und rief mit lauter Stimme: „Du bisch e Sturm!“, und zwar mit recht deutlicher Betonung, jedes Wort für sich. Die ganze große Familie, mit Gottfried, unserem Knecht und dem Verdingbub - alle erstarrten sozusagen und sahen den Vater entsetzt an, denn noch nie hatten wir ein so grobes Wort von ihm gehört. Ich mußte ihn in seinem Sinnieren schwer gestört und völlig aus seiner Ruhe gebracht haben. Auch die neben ihm sitzende Mutter blickte ihn besorgt an. „He nu!“ setzte er dann begütigend und halb entschuldigend bei. Auf mich machte dieser ganze Vorgang einen so tiefen Eindruck, daß ich noch lange bei Tische still oder doch sehr vorsichtig blieb.

Der Vater las fast jeden Abend aus der Bibel oder aus alten Andachtsbüchern vor. Hatte er sich tagsüber geärgert, dann wählte er gern die sogenannten ‚Rachepsalmen‘. Ich erinnere mich, daß meine Mutter ihn sehr mißbilligend ansah und richtig erbost war, als er nach einer Meinungsverschiedenheit einen Psalm las, der nicht schmeichelhaft klang und worin vom ‚Zerschmettern der Feinde‘ und ähnlichem zu hören war. Er sprach die Psalmen gewöhnlich auswendig und beaufsichtigte uns dabei. Da er zum Lesen eine Brille trug, eigentlich unnötigerweise wie uns schien, merkten wir

das nicht immer und trieben während der Vorlesung allerhand Schabernack, bis wir plötzlich entdeckten, daß er uns beobachtete... Der Vater hatte ein wunderbares Gedächtnis. Wenn er nach Großhöchstetten, nach Biglen oder ins Schulhaus unserer Gemeinde in den Gottesdienst ging, schrieb er häufig am Nachmittag zu seinem Vergnügen die Predigt aus dem Gedächtnis auf. Er benutzte dazu Quartblätter, die er einmal faltete und dann in einer einfachen, aber klugen Weise zu einem Heftchen zusammenband. Er hatte eine feine Schrift, fast wie die eines Mädchens, klein und zierlich. Leider sind diese Hefte - es gab einen Stoß davon - verlorengegangen. In gleicher Weise führte er seit seiner Jugend ein kleines Tagebuch, das aber mit seiner Heirat 1862 aufhörte - mit Ausnahme einiger erschütternder Aufzeichnungen über den Tod von Kindern. Obschon er nur wenig in die Schule gehen konnte - er wurde 1834 geboren - schrieb er die damalige Orthographie fehlerfrei.

Als ich im Seminar war, erkundigte er sich, ob ich auch Algebra hätte. Dabei stellte es sich heraus, daß er einmal von einem alten Kauz in die Anfänge dieser Wissenschaft eingeführt worden war. Als er mir das sagte, zählte er über siebenzig Jahre, und mein scheuer Respekt vor diesem seltsamen Manne wurde noch größer als er ohnehin war. Auf dem Familienbild und auf einer Photographie mit meiner Mutter sieht er aus wie ein Siedler aus dem fernen Westen, fast wie ein Zeitgenosse von Abraham Lincoln, was er schließlich auch gewesen ist: Lincoln wurde 1809, mein Vater 1834 geboren, und 1865 ist Lincoln ermordet worden. Ich habe übrigens meinen Vater sonntags selten ohne den

altertümlichen ‚Vatermörder‘ gesehen, und konnte ihn auch nicht vor seinem dreiundfünfzigsten Jahre sehen, da ich als jüngstes Kind erst 1887 geboren wurde.

Zum Bilde dieses außergewöhnlichen Menschen gehört auch, daß er Sonntag für Sonntag zwischen Mittag und Abend einen



Die Mutter von Fritz Schwarz

gang über die Hügel des Emmentals machte und erst vom folgenden Donnerstag an Grüße von Bekannten mitteilte; doch wußten wir, daß es ungefähr vier Tage brauchte, bis er zu erzählen begann, wo er am Sonntag gewesen war. Es war merkwürdig, wie er da am Mittag verschwand, den ganzen langen Nachmittag ausblieb und plötzlich wieder da war, ohne ein Wort zu sagen, bis er eben ungefähr am Donnerstag zu unserer stillen Freude mit den Grüßen und den spärlichen Nachrichten herausrückte. Er ging aber nicht in Wirtschaften, ich sah ihn nie etwas Alkoholisches trinken, außer einmal an Ostern ein Bier, als ein Fäßchen auf einen Hügel gebracht und dort getrunken wurde, und ein Glas zu den Erntefesten und zum Neujahr. Als er zu Ostern ein Bier trank, wunderten sich alle darüber; auch die Nachbarn staunten. Wenn er mit der Mutter nach Thun oder Bern auf den Markt fuhr, bestellte er wohl einen ‚Dreier‘, und die Frage war stets, ob Bur-

gunder oder Veltliner. Diese beiden Namen sind mir im Gedächtnis geblieben, weil ich mitfahren durfte. In Thun kehrten wir im ‚Sädel‘ und in Bern im ‚Klösterli‘ ein. Ich selber bekam nie etwas vom Wein: „Das ist nichts für Kinder!“ Mir war’s recht, denn ich mochte schon den bloßen Weingeruch nicht.

Etwas unvermittelt drängt sich mir hier noch eine andere Erinnerung auf: einmal besuchte uns ein Stadtberner mit seiner Frau, und legte, als er vor unserem Hause die Aussicht bewunderte, seinen Arm ganz leicht um sie. Als ich das sah, lief ich davon, um meine Schwestern zu holen. Wir besahen das Wunder aus einem sicheren Versteck, stießen einander an und schüttelten die Köpfe - so etwas! Ich habe in meiner doch so schönen Jugend nie einen Kuß bekommen und auch nie einen geben müssen. Dabei war ich durchaus nicht etwa ein Kind, das niemanden liebte und unfreundlich war - im Gegenteil. Die Besucher rühmten mich, fanden mich durchaus normal, ich galt als ein ‚liebes Kind‘ und wurde von den Besuchern verwöhnt - aber geküßt wurde nun einmal nicht.



Buch jetzt bestellen!  
Versandkostenfrei!

## Interesse geweckt?

Sein Werk der Schulreform und der Reform der Finanzwirtschaft kann mit diesem Buch besser verstanden werden. Der Leser lernt zudem vieles über die Schweizer Kultur um die Jahrhundertwende und das einfache Leben der Bauern.

*Fritz Schwarz*

## Wenn ich an meine Jugend denke

Erinnerungen

144 Seiten, m. Abb., geb., **14,90 €**

ISBN 978-3-940392-85-5